

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 8

Sonntag, den 17. Januar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 17. Jan. Anton, Abt.
Montag, 18. Petri Stuhlfeier
Dienstag, 19. Agr. Kanut
Mittwoch, 20. Sebastian

Donnerstag, 21. Agnes, Jfr.
Freitag, 22. Vinzenz
Samstag, 23. Maria Vermählung.

2. Sonntag nach Dreikönig

Evangelium des hl. Johannes 2, 1—11

In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es an Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber dafelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß hielt. Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

*

Vor Jahren bin ich einmal bei einer Hochzeit gewesen. Da trat beim Festmahl einer der Geladenen auf und sang ein Lied. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr, aber soviel ist mir noch in Erinnerung, daß das Lied handelte vom Abschiednehmen und Scheiden. Die Mutter der Braut mochte dabei an den Abschied ihrer Tochter vom Elternhaus gedacht haben und wie sie — die Tochter — jetzt in fremde Hände käme und ihre Mutter nicht mehr um sich herum habe. Genug, das Lied ging ihr so nahe, daß sie anfang, herzzerbrechend zu schluchzen. Das verdross aber den Bräutigam. Denn er sagte sich: Für was hält mich meine Schwiegermutter, daß sie so schweren Herzens mir ihr Kind übergibt? Er sagte das nicht bloß bei sich, sondern sprach es auch offen aus. Es gab einen unerquicklichen Auftritt, und die Hochzeitsfreude erlitt einen argen Stoß. Die Besorgnis der Schwiegermutter war in diesem Falle durchaus grundlos. Denn der Bräutigam hatte nicht bloß vor der Hochzeit keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, sondern hat auch nach der Hochzeit stets das Vertrauen gerechtfertigt, das man auf ihn setzte.

Es ist verfehlt, wenn die Eltern den jungen Eheleuten in allem hineinreden und kommandieren und ihnen keine Selbständigkeit lassen wollen. Das muß die jungen Leute immer kränken. Denn wenn ein heiratet, sagt es doch damit: Ich fühle mich stark genug, eine Familie zu gründen und zu unterhalten, und niemand soll an meinem guten Willen zweifeln. Wenn aber tatsächlich eins der jungen Leute zum Haushaltsführen, zum Geldverdienen und Sparen wenig Erfahrung und Kenntnis hätte, so möge der Rat der Alten nicht aufdringlich und in Ueberhebung erteilt werden. Und wenn die junge Frau oder der Mann selbst kommt und bittet um Rat und Hilfe, dann sollen sie freudige und rasche Helfer finden. Aber die Großmutter und der Großvater würden nicht schön handeln, wenn sie guten Rat und werltätige Hilfe mit einem Unterton von Schadenfreude spendeten und sagten: Aha, jetzt, wo ihr euch die Hörner abgestoßen habt, da kommt ihr. Nein, nicht so, sondern die Hilfe soll in Liebe eingeleidet sein, sonst wirkt sie wie eine scharfe Medizin, die der Doktor verschreibt. Sie hilft zwar, aber sie hat so unangenehme Nebenwirkungen, daß der Kranke nichts mehr davon wissen will.

Wenn nun so die jungen Eheleute darauf aus sind, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren, — und es ist recht und ganz christlich gehandelt, wenn sie es tun — so sollen

sie hinwieder in manchen Stücken sich ganz auf die Hilfe anderer verlassen und tun, als ob sie aus sich gar nichts fertig brächten. Nämlich in den Dingen, wozu menschliche Kenntnisse und Kräfte niemals ausreichen, sondern immer die Hilfe Gottes zur Hand sein muß. Was sind denn das für Dinge? Ach Gott, man braucht da gar nicht lange zu überlegen und bloß an die jetzige Kriegszeit zu denken. Oder kannst du sagen, Kriegerfrau, daß du aus eigener Kraft die große Last tragen könntest, die dir Gott aufgeladen hat, indem er dir den Mann und deinen Kindern den Vater genommen und in den blutigen Kampf geschickt hat? Nein, all das Schwere und Ungewohnte des Krieges, die Sorge für Essen und Trinken und Auskommen, die geheimen Gedanken wegen der Zukunft von Familie und Staat, alles das ist unerträglich, wenn du es allein tragen und verantworten wolltest, aber federleicht, wenn du es deinen Gott mittragen lässest. Nicht wahr, wenn der Fuhrmann an eine steile Stelle kommt, die das Pferd mit dem schwer beladenen Wagen nicht zwingen kann, was tut er dann? Entweder muß er einen Teil der Last abladen und zweimal fahren, oder er holt sich Vorspann. Wir brauchen keinen Vorspann, fallen mir da einige in die Rede; ob der Mann im Kriege fällt oder als Krüppel heimkommt, in jedem Fall sorgt der Staat für ihn. Wofür haben wir denn die Gesehe! Wir haben jetzt mehr Geld im Krieg, als wie der Mann noch daheim war und arbeitete. Alle Sorgen sind uns abgenommen. Die Kriegsfürsorge funktioniert tadellos. — So reden sie, die Toren, die in den Tag hinein leben, ihre ganzen Sorgen auf die Menschen werfen und vermaßen, die Wohltätigkeit und die Gesehe der Menschen nähmen all ihre Not für immer hinweg. Ach, wie bald wird das anders. Wie bald werden sie inne, daß sie verlassen dastehen, ohne Trost und Erleuchtung von oben, allein mit ihrer Seelenangst und Bedrängnis. Die menschliche Hilfe ist bald zu Ende. Sie kann ja auch nur dem Leibe aufhelfen und seinen Bedürfnissen. Aber die Not des Herzens und die Qual der Seele ist geblieben; sie kann keine noch so gut gemeinte Kriegsfürsorge von dir und den deinen fortnehmen; die mußt du ganz allein mit dir herumtragen und sehen, wie du mit ihr fertig wirst. Deshalb bitte ich dich, verlaß dich nicht zuviel auf die Staatshilfe. Schau auch auf die Gotteshilfe. Die ist wirksamer, nachhaltiger, gründlicher, uneigennütziger. Und wenn du jetzt voller Hoffnung fragst, wo du denn diese Hilfe am ehesten bekommst, dann sage ich dir: Diese übermenschliche Hilfe erlangst du in der heiligen Kommunion. Jesus mit seinem Herzen, das nur schlug für die Verlassenen, Gebeugten, Gedrückten und Kranken, der, als er auf Erden wandelte, niemals jemand ungetröstet und ohne Hilfe von sich gehen ließ, er wird, wenn er Einklehr bei dir gehalten hat, auch in dein Herz Trost und Hoffnung senken, daß du die Kriegsnot bis zum Ende und noch darüber hinaus gern und ohne zu klagen trägst. Nur wer im engen Anschluß an Jesus lebt und handelt, wird die schwere Zeit, die Gott über uns hat kommen lassen, gut überdauern und sich leicht in alles Ungemach finden.

Abhängigkeit, Unabhängigkeit, beide sollen Platz haben in der Familie. Beide bergen, wenn sie richtig verstanden und gepflegt werden, Schätze von Kraft und Segen in sich und sind die Träger von Glück und Zufriedenheit der Eheleute. Bye

Sie fanden ihn im Tempel...

Sie haben ihn verloren — ihn, den Einen:
So heiß rann keines Weibes suchend Weinen;
Sie haben ihn im Tempel dann gefunden:
Und keine Mutter sah so sel'ge Stunden!

*

Es tobt der große Weltkrieg; blutigrot
zieht seine Spur sich durch zerstampfte Völder,
Und harten Griffs zerreißen Not und Tod
Des Herzens heilige, starkgewordne Bande.
So manche Mutter sah den Einz'gen scheiden...
Das Kind, das sie in Wangen großgezogen,
Das froher Hoffnung dann Erfüllen gab,
So treue Liebe reichlich aufgewogen:
Dem Auge Sonne und der Hand ein Stab!
Verloren nun: Ein „V“, ein schrecklich „T“
Stand hinter seinem Namen —: Angst und Weh!
Verloren ihn, den heißgeliebten Einen:
Wir achten keines Schmerzens lindern Weinen.

*

Doch, deutsche Frau, es blieb dir eine Stätte,
Wo du den Einz'gen Teuren wiederfindest,
Wo du das Band, das traute, süße, bindest
Zu einer demantstarken, ew'gen Kette! —
„Vermißt“?! — Vor Gott, der mächt'gen Armes ist,
Bring deinen Gram in felsenfestem Hossen,
Dem stand noch stets der große Himmel offen,
Der tilgt dir auch das bange Wort: „Vermißt“. —
Und „Tot“?! — Dann geh zu dem, der heilt und läßt,
Der einstens Wund und Weh erbarmend trug
Und heiligte, da man ihn härter schlug,
Als je ein Menschenherz die Qual gefühlt.
Vor deinem Gotte wirst du stark und still;
Dein Kind, verkürrt von ihm als Heil, steigt nieder.
Und küßt dir sel'gen Mund die nassen Lider.
Und flüstert leise: „Mutter, wie Gott will!
Ich bin am Ziel, für's Vaterland gefallen,
Weil mich mein Kaiser, und dann Gott gerufen;
Und selig fleh' ich nun an seines Thrones Stufen,
Lieb Mütterlein, für dich und die noch wallen,
Den Weg zu Gott und meinem ew'gen Glück!“

Du hast dein Kind im Tempel dann gefunden;
Und sonnenvoll sind wieder deine Stunden!

Aus dem Schatz liturgischer Schönheit

Die wechselnden Chorgesänge der hl. Messe.

Ein großer und herrlicher Schatz liturgischer Schönheit ist in den wechselnden Chorgesängen der hl. Messe enthalten. Diese sind im Gegenfatz zu Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei, die immer dieselben bleiben: Introitus, Graduale, Offertorium und Postkommunion.

Den Introitus kann man den Eingangsgesang der hl. Messe nennen; er wird vor dem Kyrie gesungen. Das Graduale bezeichnet man als Stufengesang, weil es früher auf erhöhter Stufe angestimmt, oder auch gesungen wurde, wenn der Diakon zum Singen des Evangeliums die Stufen des Ambonen (Lesepult) hinaufstieg; es wird zwischen Epistel und Evangelium gesungen. Das Offertorium, der Opfergesang, begleitet die Darbringung der Opfergestalten von Brot und Wein. Die Kommunion, der Kommunionvers, wird gesungen, während der Priester gleich nach dem Empfang des Leibes und Blutes des Herrn die hl. Gefäße, Kelch oder Speisekelch, reinigt.

Sie wechseln in jeder hl. Messe und sind reich an tiefen und erhebenden Gedanken, vor allem in den Sonntagsmessen. Da gerade für diese die Pflicht der Bewohnung besteht, und da durch die neuen Bestimmungen betreffs der Sonntags- und Festtagsfeier, der Sonntag wieder mehr zu seinem Rechte gekommen ist, d. h. an den gewöhnlichen Sonntagen der Priester das Sonntagsoffizium und die Sonntagsmesse lesen muß, während bisher auf diese Tage vielfach Feiertage gelegt waren: sollen die Wechselgesänge der gewöhnlichen Sonntage in der Folge unter der Überschrift: „Aus dem Schatz liturgischer Schönheit“ erklärt werden, wenn nicht ein besonderer Festtag zu der Erklärung einer anderen liturgischen Schönheit rät. Dadurch sollst du, werter Leser, noch mehr Freude an deinem Gottesdienste finden, und diese gedankenreichen Gesänge sollen deinem Gebete eine lieb werdende Stütze sein, an der es sich freudig zu Gott emporrankt. Wenn du diese Erklärung des Sonntags, ehe du zur Kirche gehst, noch einmal durchliest, wird dein Kirchengang sicherlich freudiger und gnadenvoller sein!

Der Introitus gibt gewissermaßen den Ton für die Messfeier an. Aus ihm sehen wir, ob durch sie in erster Linie dem Allmächtigen ein Opfer der Anbetung, oder des Dankes, oder der Sühne oder der Bitte dargebracht werden soll; so reich die Gefühle des gottliebenden Herzens sind, so mannigfaltig ist auch die Reihe der Töne, die der Introitus anklängen läßt. Dieser Ton, den der Eingangsvers anschlägt, klingt dann in den drei anderen Gesängen in abwechselungsreicher Weiterführung aus. Um die bisher dargebotenen Gedanken zu verdeutlichen, wollen wir ihnen an einem Beispiele nachgehen. Der heutige Sonntag ist, abgesehen von den Hochfesten des Kirchenjahres, einer der wenigen, auf den noch ein Heiligensfest gelegt ist: es ist das Fest des süßen Namens Jesu. Die Messe dieses trostreichen Festes soll uns zur Erklärung dienen!

Introitus: „Im Namen Jesu beugen sich die Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, und alle Zugen sollen bekennen, daß der Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes, des Vaters ist.“ An den eigentlichen Eingangsgesang schließt sich dann immer ein Psalmvers; hier heißt er: „Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde!“

Die Herrlichkeit des Jesusnamens, des Namens unseres Gottes, wird hier mit den Worten des Völkerapostels verkündet: Himmel, Erde und Hölle müssen sich vor dem süßen und mächtigen, aber auch strafenden Namen des Heilandes beugen. Der Himmel tut es in hellem Jubel, die Erde in flehender Bitte, die Hölle in ohnmächtiger Wut. Wie oft hat der Himmel sich im Namen Jesu zum Menschen niedergebeugt — erlösend und beseligend! Wie oft hat die Erde, die Kirche als Stellvertreterin Gottes, sich zum Menschen niedergebeugt — segnend und gnadenpendend! Wie oft hat sich die Hölle vor dem Menschen beugen müssen, sei

es, daß ganze Völker im Namen Jesu stritten gegen Unrecht und Tüde, sei es, daß der einzelne Mensch im Namen Jesu den Streit aufnahm gegen Sier und Sünde!

Die Kraft des Namens Jesu, die wir im Introitus feierten, läßt uns voll Vertrauen im Graduale rufen: „Hilf uns, Herr, unser Gott, und versammle uns aus den Völkern, damit wir preisen deinen heiligen Namen und uns rühmen deines Lobes. Herr, unser Vater und Erlöser, dein Name ist von Ewigkeit! Alleluja, Alleluja! Das Lob des Herrn verkünde mein Mund und alles Fleisch preise seinen heiligen Namen. Alleluja!“ — Das Vertrauen zeigt sich so stark, daß es sogleich in Dank übergeht, und gerade der Dank, der der Bitte so schnell folgt, macht sie umso wirksamer.

Wenn bisher mehr allgemein die Würde und Wirkung des Gottesnamens gefeiert wurde, so tritt jetzt die Seele des einzelnen Gläubigen mehr in den Vordergrund, wenn es im Offertorium heißt: „Bekennen will ich dich, Herr, aus meinem ganzen Herzen, lobsingend deinem Namen in Ewigkeit, denn du, Herr, bist gütig und milde und von großer Erbarmung für alle, die dich anrufen, Alleluja!“ — „Du bist gütig und milde!“ Wie wahr kann dies jede Seele ausrufen, die es ehrlich und ernst mit dem Gotte ihres Herzens meint! In wieviel Seelen- und Leibesgefahren war Gott gütig und von großer Erbarmung! In wieviel Versuchungen war er Licht und Stärke! In wieviel sättem Falle Erhebung und Leben!

Wenn dann in neuer, unermesslicher Erbarmung der Heiland in die Menschenbrust gestiegen, wirklich und wahrhaftig, dann singt der Chor in der Kommunion: „Alle Völker, die du immer gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und werden preisen deinen Namen; denn groß bist du und tust Wunder: du bist Gott allein. Alleluja!“

So klingt durch all die wechselnden Gesänge des Namens Jesu-Festes der eine Klang: Der Name unseres Gottes ist heilig und mächtig und ruhmreich, süß wie süßester Honigseim, wohlklingender wie die lieblichste Musik. Die hat die Seele des einzelnen Gläubigen, dies haben Völker und Nationen erfahren. Damit aber alle Länder der Erde unter dem Schutze des Gottesnamens frohlocken, schließt der Priester das Gebet an: „Allmächtiger, ewiger Gott! Der du uns erschaffen und erlöst hast, sich gnädig auf unsere Gebete und würdige dich, wohlgefällig das Opfer dieser hl. Hostie aufzunehmen, die wir dir zu Ehren des Namens deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, dargebracht haben, auf daß uns, nachdem deine Gnade über uns gekommen, die Freude werde, unter dem glorreichen Namen Jesu im Buche der ewigen Bestimmung unsere Namen im Himmel eingeschrieben zu sehen — durch denselben Christum, unseren Herrn!“

Unser Heil ist im Namen des Herrn:

PHB., Franziskaner.

Der hl. Sebastian — treu Gott und seinem Kaiser

(20. Januar.)

Sei getreu bis in den Tod!

(Geheim. Offenbarung, 2, 10.)

Vorbildlich ragt in das Ringen und Bluten unserer Tage die Gestalt des hl. Sebastian hinein. Ein Vorbild denen, die zu Kampf und Sieg ins Feld zogen, auch Vorbild denen, die daheim blieben — schaffend und betend.

Der hl. Sebastian entstammte einer vornehmen christlichen Familie in Narbonne (Südfrankreich). Seine Erziehung erhielt er aber in Mailand, das damals neben Rom alles in sich vereinigte, was auf dem Gebiete des Wissens und der Kunst Bedeutung hatte. So konnte der Heilige sich jene feine Bildung aneignen, die ihn später am blendenden Hofe des Kaisers empfahl. Doch auch die religiösen Eindrücke, die Sebastian in Mailand empfing, mußten tief gewachsen sein, denn gerade der Stand, den der junge Narbomense sich erwählte, bedarf dieser, soll das Glaubensleben frisch und kräftig pulsieren. Daß dies bei Sebastian der Fall war, zeigt sein ganzes ferneres Leben.

Er war Soldat geworden! War's mit Leib und Seele! Sein hochgemuter Geist zog ihn auf eine Bahn, wo tapferes und männliches Wesen gedeiht, wo aber auch die religiöse Ueberzeugung mehr Offenheit und Mut und Opfer fordert als in den meisten anderen Ständen. Vielleicht war der junge ritterliche Mann auch Soldat geworden, um seinen christlichen Brüdern umso besser in schwerer Stunde beistehen zu können. Dieses Schützeramt übte er schon unter Kaiser Carinus aus, der mehr in plöblich ausbrechender sühler Laune das Christentum verfolgte. Als die beiden vornehmen Brüder Marcus und Marcellianus zum Tode verurteilt waren, suchten Vater, Mutter und Gattin in mißverständlicher Liebe den Leib der Blutzugen zu erhalten, wenn auch die Seele ewig verdorben würde. Der mutige Offizier war ihnen in dieser verhängnisvollen Stunde Stab und Stütze und Retter für den Himmel.

Als nach Carinus Tode (284) der bekannte Diokletian den Thron des römischen Weltreiches bestieg, ernannte er den tapferen, bewährten Offizier Sebastian zum Kommandanten seiner Leibwache. Es ist bekannt, wie gerade Diokletian noch einmal alles aufbot, was eine irdische Macht auszubieten imstande ist an: Geld und Einfluß und Grausamkeit, um die Religion des Kreuzes zu vernichten.

Sebastian war ein ganzer Soldat und Diener seines Herrn, aber auch ein ganzer Verehrer seines Gottes. Ihm konnte er jetzt seine Treue beweisen. Er half den verfolgten Brüdern, wo er konnte, und vermöge seiner Stellung konnte er viel tun. Papst Cajus gab ihm den Ehrentitel: „Beschützer der Kirche!“ Sein Eintreten für die Brüder muß darum furchtlos und ergebnisreich gewesen sein. Hunderten von Blutzügen stand er bei, wurde in ihnen gleichsam selbst zum Blutzügen, bis auch sein Tag kam.

Diokletian beschied ihn vor sich. Voll Unmut und Ingrimm warf er seinem treuesten Offizier Untreue vor. „Trenloser und Undankbarer!“ schrie er ihn an. Sebastian trat dem mit ehrerbietiger Offenheit entgegen: „Ich war stets treu und dankbar, mein Kaiser! In allen Gebeten habe ich um dein Wohlsein gelehrt. Ich habe dir immer treu und hingebend gedient, und keiner kann mich des geringsten Vergehens zeihen; wenn, dann trete er vor. Und wenn einer gegen dich, mein Kaiser, gegen dein Leben angehen wollte, ich würde mit meinem Leben deines bedecken; nur über meine Leiche läme er zu dir. Doch ich bin auch meinem Gott treu, gebe auch für ihn mein Leben. Aber gerade, weil ich ihm mit ganzer Kraft meiner Seele anhangen, ist meine Treue gegen dich, erhabener Kaiser, doppelt gewappnet und unzerstörbar!“

Diokletian überlegte einen Augenblick, dann sprach er harten Herzens das Urteil: „Sebastian, der Kommandant meiner Leibwache, wird von maurischen Schützen gerichtet!“ Mit sicherer Hand und kaltem Blute schossen die herzlosen Afrikaner auf den Heiligen. Als sie ihr Werk getan zu haben glaubten, gingen sie ebenso, unberührt von der Qual und dem Tode des Edlen, heim. Als in der folgenden Nacht die Christen den Leib Sebastians zum Begräbnis abholten, spürten sie noch Leben in dem Selben. In der aufopfernden Pflege einer christlichen Witwe, Zoe, erstand der Totgeglaubte zu neuem Leben.

Eines Tages trat er, kaum genesen, dem Kaiser in den Weg. Diokletian war im ersten Augenblicke ganz erstaunt und ergriffen, sodas der Martyrer ihm offen ins Gewissen redete und aufforderte, den Weg zu betreten, den nach ihm der große Konstantin zu eigenem und aller Heile betrat. Doch die anfängliche Ergriffenheit wich bald unfähiger Wut. Sebastian wurde in den Zirkus geführt und erschlagen — am 20. Januar 288. Zweimal Blutzüge am eigenen Leibe, oft durch die Qualen seiner Brüder, ist Sebastian einer der gefeiertsten Martyrer der christlichen Kirche.

St. Sebastian, du Glaubensheld, erbitte unserem Vaterlande Männer, die treu ihrem Gotte, in dieser Treue den Grund finden, auch Kaiser und Reich in schwerster Stunde so zu dienen, daß sie vor Himmel und Erde bestehen können!

Ehre ist des Mannes Herz,
Demut führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt.
Treu' umfaßt sie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei!

(Fr. von Schlegel.)

BBB., Franziskaner.

+ Unser Kriegsgebet

Von Albert Großer.

Ein Kriegsberichterstatter schildert seine Eindrücke in den von den Deutschen besetzten Städten: heute strömt es auch dort in die Kirche: voran französische Frauen und einige alte Männer — alle Waffenfähigen sind ja längst fort. Ganz im Hintergrund aber, demütig an den Pfeilern, als ob sie wegen ihres Eintretens um Verzeihung zu bitten hätten, wackere junge deutsche Soldaten, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr in den Händen, um im Verleihen schnell noch eine Zwiegespräche mit ihrem Herrgott zu halten und noch einen Segen zu erbetteln. Der Berichterstatter rühmt die Andacht und Inbrunst aller Betenden, dann aber fällt ihm ein, wie beide doch um so verschiedene Ziele sich bemühen, und er meint, der liebe Herrgott müsse doch arg ins Gedränge kommen: wessen Gebet soll er krönen?

Ob die Frage im Ernst oder im Scherz gestellt ist, wissen wir nicht. Jedenfalls werden die echt christlich Denkenden auch in Deutschland mit Befriedigung hören, daß die religiöse Welle nicht an den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen Halt macht, sondern auch hinüberflutet in das Land der bevorzugten Tochter der katholischen Kirche, obschon dort noch immer die alte durchaus religions- und christenfeindliche Regierung am Ruder ist.

Daß aber das Gebet der Deutschen in dem der Franzosen eine schädliche Konkurrenz bei unserm Herrgott zu erblicken hätte, fürchten wir keineswegs; ebenso wenig, daß der liebe Gott in Verlegenheit komme, welches Gebet er erhören und erfüllen solle, das französische oder das deutsche. Jedes Gebet muß nämlich, wie uns schon der kleine Katechismus lehrt, mit Ergebung in den Willen Gottes geschehen: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe“, und: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden“. Wer beten will, muß von vornherein sein Ziel in eine höhere Region verlegen und damit zugleich seine eigene irdische Fehlsichtigkeit eingestehen. Ach wie leicht sind wir in Gefahr und wie oft passiert es uns, daß wir nach unserer besten Kenntnis um etwas bitten; und was wir für ein Brot halten, ist für uns ein Stein, was wir für ein Ei ansehen, ist ein Skorpion. Welche Beruhigung für uns, daß der, zu dem wir unsere Stimme erheben und ohne dessen Wille kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt, über eine bessere Erkenntnis verfügt, und daß seine unendliche und allweise Vatergüte uns niemals etwas geben wird, was uns zum Schaden gereicht.

Den schließlichen Ausgleich müssen wir im Himmel suchen. Wer hier mit der Erde alles zu Ende wagt sein lassen, wird vergeblich Kämpfer suchen, die wochenlang in den Schützengräben oder auf den russischen Schneefeldern oder in den unwirtlichen Karpathenpässen in Hunger, Durst und Kälte ausharren, mit der nur allzu deutlichen Aussicht, von einer feindlichen Kugel oder von einer tödlichen Krankheit weggerafft oder für Lebenszeit zum Krüppel gemacht zu werden.

Welchen Sinn und Wert hätten alle die Tugenden, welche der Krieg erfordert und welche der gegenwärtige in so überwältigend hohem Maße hervorlockt: Tapferkeit, Entfagung, Beharrlichkeit, Opfermut — welchen Sinn hätten sie, wenn mit dem Tode des Leibes alles zu Ende wäre? Dann hätten nur jene Ueberrundenen recht, welche sich über alle Ideale lustig machen und ihre eigenen niedrigen Lüste ausbeuten, jedem eigenen Opfer aber ängstlich und feige entziehen. Selbst der Sozialdemokrat Frank hat sich feierlich von dieser Auffassung losgesagt, indem er bekannte, daß „der Leib nur der Knecht der Seele“ sei und indem er für das Vaterland in den Tod ging.

Freilich vergehen oft lange Jahre, ehe begrenztem Menschenverstande die Zusammenhänge des göttlichen Waltens klar werden. Mehr als 4000 Jahre dauerte es, bis ein hl. Augustinus ausruhen und Millionen erleuchteter Geister darin ihre Seligkeit finden konnten: O festi culpa, o glückliche Schuld des ersten Menschenpaares, welche einen solchen Erlöser gewann. Und immer noch wird manchem der Gekreuzigte ein Aergernis oder ein Spott bleiben. Wie viel Rätsel bilden uns heute noch die Kreuzzüge, die unzähligen blutigen Völkerkriege, die furchtbaren Revolutionen in Kirche und Staaten; und doch liegen sie alle im ewigen Heilsplan einer weisen Vorsehung. Künftliche Gemüter glauben es zwar manchmal besser zu wissen. Konnte der Herrgott nicht im Paradiese eine Art Stachelbraut um den Baum der Erkenntnis ziehen? Konnte er nicht den freien Willen des Menschen in etwa beschränken, daß er überhaupt nichts gegen den Willen Gottes vollbringen konnte, dann war ja weder Sünde möglich, noch Strafe, noch Erlösung nötig? Der Mensch würde dann rein gefehrmäßig seine Wege wandeln und seine Bahn rollen, wie die Kugel eine schiefe Bahn hinabfällt, wie der Baum grünt und blüht und das Tier bloß seinen natürlichen Trieben folgt. Gewiß geschieht das unwillkürliche Walten der Natur ja auch zur Ehre Gottes, aber außer und über dem wollte Gott etwas Höheres: er wollte auch eine freie Ehrenbezeugung und zwar von dem, den er als freien Herrn über die untreue Natur geschaffen hatte. Und indem er dies wollte, mußte er die Möglichkeit des Widerstandes gegen seinen Willen, die Sünde riskieren. Mit der Sünde aber und seiner Gerechtigkeit und seiner Barmherzigkeit halber zugleich die Strafe, die Buße, das verführende Opfer.

In diesem Sinne stehen auch im jetzigen männermordenden Kriege unsere Soldaten gegeneinander, und wenn in den Kirchen des feindlichen Landes ihre inbrünstigen Gebete zugleich mit denen der bezwungenen Einwohner zum Himmel steigen, so wissen sie, daß in himmlischen Regionen der richtige Ausgleich gefunden wird, wie verschieden auch hier unten die Formen und Meinungen erscheinen mögen.

Der Müller von St. Amand

15. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Aber nur zögernd ging sie darauf zu. Schon wiederholt hatte sie das unheimliche Gefühl gehabt, als ob ihr ein Mensch durch die Einsamkeit folge, und wieder wandte sie sich schwabend und laufend um. Doch nichts war zu sehen. Es mußte nur eine Einbildung ihrer krankhaft erregten Sinne sein. Am Eingang des Waldes verengte sich der Weg zu einer düsteren, hohlen Gasse, deren erhöhte Ränder dorniges unbassierbares Gestrüpp bedeckte. Fast hatte sie die Mitte erreicht, als sie auf ein unerwartetes Hindernis traf. Quer über den Weg lag, einer Barrikade gleich, den Durchgang sperrend, eine Anzahl gefällter Bäume. Die mächtigen runden Stämme waren schon vom Geäst befreit und entrinnet, dann aber schienen die nahenden Kriegsschreden die Holzfäller verschreckt zu haben, noch ehe sie ihre Arbeit beenden und das Holz abfahren konnten.

Marthe begriff, daß es keine andere Möglichkeit gab, als

über die Bäume hinwegzuklettern. Es war ein schwieriges Beginnen, denn von den Entbehrungen erschöpft, fehlten ihr fast die Kräfte, und ihre übermüden Füße zitterten vor Schwäche. Dennoch hatte sie schon die Hälfte der gefährlichen Passage zurückgelegt, als sie plötzlich auf den glatt geschälten Stämmen ausrutschte und mit einem Schmerzensschrei niederstürzte. Im Vergriffe, sich mühsam wieder zu erheben, befiel sie ein tödlicher Schrecken. Ihr rechter Fuß rührte sich nicht. Zwischen zwei Holzern eingeklemmt, war es ihr unmöglich, ihn zu bewegen, sich selbst zu befreien. Jede ungeschickte Bewegung konnte einen Bruch des Fußes herbeiführen. Das Furchtbare ihrer Lage erkennend, weinte die unglückliche Marthe laut auf.

Sie, die anderen hatte helfen wollen, mußte hier, ohne jede Hilfe elend zugrunde gehen. Doch gefaßt in ihr Schicksal sich ergebend, unterdrückte sie rasch den bitteren Gedanken. Nur ein

Zufall konnte noch Rettung bringen, und auch den Zufall lenkte Gott. Diesmal aber schien sie der Himmel nicht erhören zu wollen. Wohl eine Stunde verging, ohne eine Aenderung ihrer schrecklichen Lage zu bringen. Trotz der Schmerzen, die ihr der anstehende Fuß bereitete, fielen der Unglücklichen schließlich die Augen vor Mattigkeit zu. Ein dunkler Schleier legte sich darüber und nur ein leises Stöhnen noch entrang sich der gequälten Brust.

Wie im Traume glaubte sie den Hufschlag eines Rosses zu hören. Es freute sie nicht, es ängstigte sie nicht. Jacques hatte kein Pferd gehabt, er konnte es nicht sein. Das war alles, was sie in ihrer dumpfen Gleichgültigkeit noch zu denken vermochte. Zu rufen aber fehlte ihr die Kraft.

Plötzlich riß es sie doch aus ihrem lethargischen Zustand. Ihr Name war an ihr Ohr geschlagen.

„Marthe!“ Klang es noch einmal.

Herr und Heiland, das war seine Stimme!

Mit krampfhafter Gewalt suchte sie, die Schmerzen nicht achtend, sich aufzurichten, den Kopf so weit zu erheben, um ihn sehen zu können.

Aber es gelang nicht. Nur die Wassen hörte sie klirren, als der Reiter vor ihr zu Boden sprang.

Im nächsten Augenblick schon fühlte sie Haupt und Schultern von seinen Händen gestützt.

„Marthe, Unglückliche, wie bist du hierher gekommen, was ist geschehen?“

Mit schwacher Stimme gab sie ihm Aufklärung.

„Gott sei gepriesen und des Marschalls Befehl, der mich in diese Wildnis führte!“ sprach Renaud, schwer Atem holend. Schon hatte er über das Hindernis fluchen wollen, das sich ihm ebenso ärgerlich wie unerwartet in den Weg stellte, als er zu seiner Ueberraschung einen weiblichen Körper über den Stämmen ausgestreckt sah und die einst Geliebte erkannte.

Aber die Befreiung des Mädchens erwies sich nicht so leicht, als er anfangs geglaubt. Jede Berührung bereitete ihr Schmerz, und der Fuß steckte so fest, das es unmöglich war, ihn herauszu ziehen. Nur ihren Oberkörper vermochte er aufzustützen, indem er den Mantelack vom Pferde nahm und unter ihre Brust schob.

Ratlos, den Schweiß von der sonnverbrannten Stirn sich wischend, stand er da.

Sie las die Verzweiflung von seinem Gesichte und glaubte seine Gedanken zu erraten.

„Wenn du Eile hast, laß mich hier. Nur schicke mir Hilfe.“

Voll Mürhung blickte er sie an. Gestern hatte sie sein Leben erlöst, heute wollte sie sich opfern für ihn, der sie so schwer enttäuscht. „Des Kaisers Wohl und Wehe hängt an meinem Auftrag“, murmelte er, aber mag geschehen, was will, ich kann dich nicht in solcher Not verlassen.“

„Du es“, bat sie noch einmal, — du trägst wieder des Kaisers Kleid, du gehörst ihm. Du sollst nicht in Schaden und Gefahr kommen um meinetwillen, die immer dein Bestes gewollt hat. Denk an Weib und —“

„Marthe“, unterbrach er sie aufschreiend, „schon gestern sagtest du das, — ich habe nur eine Liebe, seit ich die deine verschert, — den Kaiser.“

„Und Marian Mellinet?“

„Ist nicht mein Weib geworden?“

„Allmächtiger Gott!“ Das Mädchen zitterte und verfärbte sich. Verwundert nahm er ihre Bewegung wahr. „Das wußtest du ja, — ich habe es dir geschrieben. Eine Antwort hatte ich nicht verdient, — das fühlte ich selbst. Zu tief hatte ich dich gekränkt, um auf Vergeltung hoffen zu können.“

„Ich habe dir vergeben, Renaud. Obwohl ich dich für den Gatten Marians hielt.“

„Du Fromme, du Gute!“ Er wollte vor ihr auf die Knie sinken, aber ihr Blick wehrte ihm.

„Dazu ist jetzt nicht Zeit.“

Bilain empfand die Nichtigkeit des Vorwurfs. Hier mußte der Kopf vor dem Herzen sprechen und eine rasche verständige Ueberlegung ließ ihn auf einen neuen Versuch verfallen.

Die aufgehäuften Stämme waren so schwer, daß er auch nicht einen derselben durch eigene Kraft hätte entfernen können, und sie ins Rollen bringen, konnte Marthes Leben gefährden. Aber sein Pferd da und mußte helfen. Wenn es Fanchette gelang, den großen Stamm, der den Fuß des Mädchens eingeschlossen hielt, vorsichtig fortzuschleifen, so war sie frei.

Salter, Riegel und Riemen mußten dazu dienen, eine Art Gesspann herzustellen, und während er damit beschäftigt war, wiederholte er mündlich die gleiche Beichte, die er schon einmal schriftlich an Marthe gesandt.

Wie er sich an seiner ersten Gestehten zu täuschen geglaubt hatte, so hatte er es an der zweiten wirklich getan. Nicht, daß das für die schöne Witwe entbrannte Feuer seiner Sinne unecht gewesen wäre, — aber es wurde nicht in echter Weise erwidert. Marion Mellinets Liebe galt nicht ihm, sie galt einem andern, — Bonaparte, dem Kaiser. Eine schwärmerische, ideale Liebe war es, die ihre Seele ihrem Abgott entgegenbrachte, und Renaud mit der gleichen Leidenschaft zu erfüllen, war das einzige Ziel ihres irreführenden Strebens gewesen. Rächen sollte er ihren toten Gatten an den Feinden Napoleons, in dessen Dienst er auf dem Felde der Ehre geblieben. Als sie endlich den neugewonnenen Jünger im Waffenkleid des Kaisers sah, da war der höchste und letzte ihrer Wünsche erfüllt. Die, welche Renaud gehegt, gingen darüber hinaus. Sie gestand es ihm offen, daß sie kein zweites

Mal lieben könne, und jetzt, da der Enttäuschte sich plötzlich aus allen Himmeln gestürzt sah, erkannte er erst, was er an Marthe verloren. Er haßte Marion nicht, nicht einmal jähren konnte er ihr, denn die Schuld der Selbsttäuschung war sein, — und als etwas Hohes und Reines blieb ihm immer ihr Bild im Gedächtnis. Umso häßlicher aber erschien ihm, was er an Marthes reiner Liebe gefrevelt — und ehe er ins Feld zog, schrieb er ihr den sein reuevolles Geständnis enthaltenden Brief.

„Ich habe ihn nie bekommen“, betonte Marthe noch einmal an dieser Stelle seines Berichtes.

„Sonderbar“, stützte Renaud und hielt einen Moment in seiner Arbeit inne. „Du hattest mich gebeten, dir nie mehr zu schreiben.“

„Was sagt der zürnende Mund nicht alles, wovon das liebende Herz nichts weiß, von dem es das Gegenteil tun möchte“, unterbrach sie ihn erröthend.

„Marthe, — du hättest ihn doch gelesen?“ zitterte seine Stimme.

„Ich — hätte es, — und dann wäre alles gut geworden.“

„Auch jetzt noch ist es das, — wenn du nicht aufgehört hast, mich zu lieben.“

„Ich habe es nie.“

Sie wären sich in die Arme gesunken in selbigem Glück, wenn nicht in diesem Augenblicke das Pferd angezogen hätte. Langsam setzte sich der schwere Stamm, von Renaud gehalten und gelenkt, in Bewegung.

Marthe war frei. Unter einem Lächeln den Schmerz verbeißend, stützte sie sich auf den Arm ihres Retters. Jetzt aber denke an deine Pflicht“, mahnte sie.

Er zögerte, konnte sich nicht trennen, jetzt, da er sie wieder gewonnen. „Du weißt noch nicht alles. Ich nahm an, daß du nichts mehr von mir wissen wolltest, daß dich mein Brief nur noch mehr erzürnte und du ihn vielleicht ungelesen ins Feuer geworfen. Die Verzweiflung darüber, daß ich keine Antwort erhielt, machte mir das Handwerk lieb, machte mich zum guten Soldaten. Deiner dachte ich stets in schmerzlicher Sehnsucht, Marions nur in Stunden flammender Begeisterung, wenn auch meine Hand dazu gehoffen hatte, Bonaparte einen Sieg zu erringen. Immer tönten mir dann ihre Worte in den Ohren: „Er ist wie ein Gott, der den Menschen Freiheit und Licht bringt. Er kann nicht untergehen. Mögen sie ihn unterdrücken und verbannen, — er wird immer wiederkommen, wie die Sonne. Und siehst du, Marthe, jetzt ist er wiedergekommen!“

„Unüberwindlich wägst du ihn?“

„Ich glaube an ihn“, rief Renaud in stürmischer Begeisterung. „Einmal bin ich schwach gewesen und habe den Glauben verloren, — als sie ihn absetzten und nach Elba verbannten. Jetzt aber will ich bei ihm bleiben, und wenn alle ihn verlassen.“

Nur ein Jucken flog über des Mädchens Gesicht, ohne zu verraten, was sie dachte.

„Dann geh zu ihm und laß mich hier“, sagte sie langsam.

Erst die letzten Worte brachten ihn aus seiner schwärmerischen Stimmung wieder zur Besinnung. „Dich hier allein lassen? Ja, kannst du denn deinen Weg nach Genappe allein fortsetzen?“

„Es wird schon gehen. Wenn ich noch ein wenig ausgeruht habe und —“

Wie ein Bortwurf traf ihn, was sie nicht aussprach und woran er erst jetzt dachte. Du wirst dich stärken müssen, — natürlich. Wenn du vorlieb nehmen magst.“

Gierig griff sie nach der Feldflasche, die er ihr reichte. „Es ist nur Brauntwein“, entschuldigte er, „aber Brot und Speck ist da. Komm, — teilen wir.“

„Renaud, du darfst nicht säumen.“

„Ich habe es schon zu lange getan. Auf eine Minute mehr oder weniger kommt es nicht an.“

Der Bissen, den sie zum Munde führen wollte, entfiel ihr in jähem Schrecken.

„Jesus Maria, dort!“ schrie sie auf und riß Renaud zurück. Zufällig nach oben blickend war ihr Auge auf den Lauf eines Gewehrs gefallen, das sich drohend aus dem Buschwerk vorschob.

Zugleich mit ihrer Entdeckung krachte schon der Schuß. Dicht neben dem Major fuhr die Kugel in einen der Stämme und wühlte splitternd das Holz auf.

„Morbleu, Feinde an dieser Stelle!“ Bestürzt riß Bilain die Pistole heraus und schoß nach dem Stande des Gebüsches hinaus, wo er nur noch das rankende Gesträuch sich bewegen sah.

Ein Schmerzensschrei mischte sich mit dem Knall des Schusses, aus den Büschen brach etwas Dunkles hervor und ein schwerer Körper glitt, sich überschlagend, die steile Böschung herab.

Ein Soldat in der orangefarbenen Uniform der niederländischen Armee wälzte sich blutend zu Marthes Füßen.

„Jacques!“ fuhr das Mädchen zurück. „Ich habe es geahnt. Er ist mir nachgeschlichen. Die Kugel galt dir.“

Renaud verstand. „Wer nicht dem Feinde. Dem Manne, der dich liebt. Es ist immer noch die alte Eifersucht.“

Marthe nickte nur und kniete neben dem Verwundeten nieder. Seine Zuckungen hatten aufgehört, ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, über die das Blut aus einer Stirnwunde rieselte, lag er da, aber die Brust hob und senkte sich langsam.

Der Unglückliche! Er lebt noch. Aber sein Bewußtsein ist erloschen.“ Renaud lud seine Pistole von neuem. „Es war feiger Mordmord, was er geplant. Dafür hat ihn die verdiente Strafe getroffen.“

(Fortsetzung folgt.)